

buchbesprechungen

Lexikon der Résistance

Es gibt viele Darstellungen über regional und national agierende Gruppen, über die innere und äußere Résistance, den zivilen und militärischen Widerstand. Der Résistance-Mythos wurde bis weit in die V. Republik instrumentalisiert, ab den 1980er-Jahren überlagert durch die Debatten um Vichy, die Kollaboration und die Verantwortung des französischen Staates für Ausgrenzung, Verfolgung und Judendeportation.

Das Lexikon der Résistance, an dem über 100 WissenschaftlerInnen aus fünf Nationen mitgearbeitet haben, versucht einen Überblick über den heutigen Wissensstand und Fragestellungen zu geben. Das ist in hohem Maße gelungen. Leider liegt es zur Zeit nur in französischer Sprache vor.

In 20 längeren Aufsätzen werden verschiedene Aspekte der Widerstandsbewegung abgehandelt, wie z.B. die großen Entwicklungsetappen, die Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen der (inneren) Résistance und der Bewegung „Freies Frankreich“. Zu finden sind Berichte über Akteure, Organisationen und Gebiete, Werte und Ziele, Aktionsformen, Mentalitäten, Beziehungen zur Bevölkerung, Erinnerungsarbeit und – soweit ich sehe, erstmals – Soziologie und Anthropologie des Lebens im Widerstand.

Unter Résistance wird die Opposition und die Aktion gegen das Handeln der deutschen Besatzer und der Vichy-Regierung verstanden mit folgenden Ergänzungen: der Wille, dem Feind zu schaden; das Bewusstsein zu widerstehen und an einem kollektiven Ausdruck der Verweigerung teilzunehmen; Aktionsformen, die die Grenzen des „Erlaubten“ überschreiten sowie die Fähigkeit, Widerstand entsprechend vielfältiger Strategien und Ziele zu leisten (P. Laborie).

Im Juni 1940 erschienen die ersten Aufrufe: Michelet in Brive, de Gaulle in London – wie von „Don Quichotte“ (F. Marcot) – verfasst. Vorangegangen waren der „merkwürdige Krieg“, die Niederlage, die Besetzung und Teilung des Landes, die sang- und klanglosen Abdankung der III. Republik und die Installation des Regimes unter Pétain mit der Politik der Kollaboration und dem untätigen Abwarten der Mehrheit der Bevölkerung. Nach und nach bilden sich im Inneren Bewegungen (mouvements) wie Combat oder Franc-Tireur. Sie verbreiten vor allem Flugblätter und illegale Zeitungen, bilden Netzwerke (réseaux), die Informationen sammeln und weiterleiten, Menschen ins Ausland bringen, Material und Waffen besorgen. Schließlich bilden sich die Maquis, militärisch operierende Gruppen, die besonders ab 1943/1944 deutsche Verbände beharken und angreifen, etwa auf der Hochebene von Glières in den Savoyer Alpen, im Vercors oder am Mont Mouchet in der Auvergne.

Die Entwicklung der Résistance wird anhand der wichtigen Ereignisse weltpolitischer wie regionaler oder nationaler Art nachgezeichnet, wie z.B. die Einläutung der Politik der Kollaboration bei der Begegnung Pétain – Hitler, der Bergarbeiterstreik im Norden Frankreichs, die Aussage des Vichy-Regierungschefs

Laval, er wünsche den Sieg Deutschlands, der Repression der deutschen Besatzer und ihrer Radikalisierung. Sie ist gekennzeichnet durch die Geislerschießungen ab Herbst 1941, Internierungen, Judenrazien und Deportationen, Einmarsch in die bis November 1942 nicht besetzte Südzone und die Rekrutierung für den Zwangs-Arbeitsdienst („STO“) in Deutschland. Massaker wie das in Oradour verstärken die Abscheu gegen die deutsche Willkür und Fremdherrschaft und verstärken den Widerstand. Die größer werdende Anzahl von Netzwerken und Maquis, die steigende Zahl von STO-Verweigerern bedingen viele Helfer; insbesondere das flache Land und die Landbevölkerung werden stärker in die Widerstandsaktivitäten einbezogen.

Der äußere Widerstand, die Bewegung „Freies Frankreich“ mit Sitz in London, entwickelt sich langsam – unterstützt, aber auch kritisch beäugt von England und besonders den USA. De Gaulles Bewegung bekommt Zulauf aus den Kolonien, bildet einen Befreiungsrat und dann eine Provisorische Regierung in Algier, in die später auch kommunistische Minister eintreten, drängt auf eine Vereinheitlichung des Vorgehens im Inneren. Jean Moulin gelingt dies, ohne dass sich alle Gruppen den Direktiven beugen.

Die handelnden Personen und Organisationen werden vorgestellt, ebenso die Bedingungen für Zögern und Mitmachen. Auch hier wird wieder die regionale, soziale und politische Vielfalt deutlich: Sie geht von Pétainisten, die die „nationale Revolution“ bejahen, aber die deutsche Besatzung bekämpfen, über bürgerlich-republikanische Kräfte und – vor allem nach den Judenrazien 1942 – kirchliche Kreise bis zu gewerkschaftlichen Gruppen und den – nach dem Überfall auf die Sowjetunion – aktiver werdenden, von Vichy verbotenen und verfolgten Kommunisten.

Wie viele waren es? Rund 250.000 Menschen haben die offizielle Karte als Widerstandskämpfer bekommen. Es werden aber wohl mehr mitgemacht haben, auch zahlreiche Ausländer, u.a. Spanier, Polen, Deutsche. Sie bekommen Namen und Gesicht durch 235 Kurzbiografien, auch Dora Schaul ist dabei. Ebenso werden die Aktivitäten in den verschiedenen Regionen Frankreichs sowie die Entwicklung in den Kolonien, die Beteiligung der militärischen Verbände des Freien Frankreich (FFI) an Kämpfen mit den Deutschen, bei der Befreiung Italiens, der Landung in der Provence im August 1944 und der Befreiung Frankreichs dargestellt.

Die Artikel bemühen sich mit Erfolg um ein differenziertes Bild, die der Vielfalt und den Gemeinsamkeiten Raum geben. Die verschiedenen Strömungen, Werte, Persönlichkeiten, Kontroversen und die regionale und lokale Vielfalt kommen ebenso zu Wort wie das gemeinsame Ziel: Befreiung von den Besatzern und dem Vichy-Regime, Wiedererrichtung der Republik und des demokratischen Frankreich. Man findet zu den Kapiteln immer einen zusammenfassenden, analysierenden Überblick und in den über 1.000 lexikalischen Stichwörtern jede Menge präziser Informationen und Fakten. Eine Chronologie, ein Überblick über die Erinnerungspolitik und Gedenkorte, Karten und Dokumente (wie beispielsweise der Appell de Gaulles vom 18.6.1940 oder das gemeinsame Aktionspro-

neuzugänge

Marianne Bechhaus-Gerst: Treu bis in den Tod. Von Deutsch-Ostafrika nach Sachsenhausen – eine Lebensgeschichte. Berlin: Ch. Links Verlag, 2007

Anika Walke: Jüdische Partisaninnen. Der verschwiegene Widerstand in der Sowjetunion. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2007

Darmstädter Geschichtswerkstatt e.V. (Hg.): Karl Plagge. Ein Gerechter unter den Völkern. Begleitheft zur Ausstellung. Darmstadt, 2007

Barbara Koehn: Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Eine Würdigung. Berlin: Duncker & Humblot, 2007

Michael Good: Die Suche. Karl Plagge, der Wehrmachtsoffizier, der Juden rettete. Weinheim/Basel: Beltz, 2008

Franz Meyer (Hg.): Bad Salzflun. Epochen der Stadtgeschichte. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2007

Kurt Schilde: Jugendopposition 1933-1945. Ausgewählte Beiträge. Berlin: Lukas Verlag, 2007

Georg Christoph Berger Waldenegg, Francisca Loetz (Hg.): Führer der extremen Rechten. Das schwierige Verhältnis der Nachkriegsgeschichtsschreibung zu „großen Männern“ der eigenen Vergangenheit. Zürich: Chronos Verlag, 2006

Petra Hausteil: Geschichte im Dissens. Die Auseinandersetzung um die Gedenkstätte Sachsenhausen nach dem Ende der DDR. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2006

Christoph Schwarz, Erhard Roy Wiehn (Hg.): Verfolgte Kinder und Jugendliche aus Baden-Württemberg 1933-1945. Konstanz: Hartung-Gore Verlag, 2007

Ludwig Elm: Der deutsche Konservatismus nach Auschwitz. Von Adenauer und Strauß zu Stoiber und Merkel. Köln: PapyRossa Verlag, 2007

Heinz-Jung-Stiftung (Hg.): Linke im Kalten Krieg. Autobiographische Berichte aus Frankfurt am Main 1945 bis 1968. Köln: PapyRossa Verlag, 2007

Christoph J. Bauer, Sven Ellmers, Niklas Hebing, Peter Kriegel, Holger Wendt (Hg.): Faschismus und soziale Ungleichheit Band 1. Studien des Gesellschaftswissenschaftlichen Instituts Bochum. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr, 2007

neuzugänge

Detlef J. Blesgen (Hg.): *Financiers, Finanzen und Finanzierungsformen des Widerstandes*. Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944 e.V. Band 5. Berlin: Lit Verlag, 2006

Eva Madelung, Joachim Scholtyseck: *Heldenkinder Verräterkinder*. Wenn die Eltern im Widerstand waren. München: Verlag C.H. Beck, 2007

Saul Friedländer: *Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten*. München: Verlag C.H. Beck, 2007

Hans-Rainer Sandvoß: *Die „andere“ Reichshauptstadt*. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945. Berlin: Lukas Verlag, 2007

Gertrud Koch: *Edelweiß*. Meine Jugend als Widerstandskämpferin. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2006

Lehmensiek, Anning: *„Ich war und bin eine stolze Jüdin“*. Eva Lux Braun – eine Begegnung. Berlin: Metropol Verlag, 2007

Palladio Film, Nico von Glasow (Hg.): *Edelweißpiraten*. Comic zum Film. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2006

Peter Hochmuth, Gerhard Hoffmann (Hg.): *Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen*. Lebensbilder. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2007

Conference on Jewish Material Claims Against Germany: *Claims Conference*. Informationen. Frankfurt: VAS-Verlag, 2007

Ulrich Sander: *Mörderisches Finale*. NS-Verbrechen bei Kriegsende. Köln: PapyRossa Verlag, 2008

Klaus-Jürgen Müller: *Generaloberst Ludwig Beck*. Eine Biographie. Paderborn, 2008

Giovanni Battista Costigliolo: *Warten auf den zwanzigsten Geburtstag*. Meine Gefangenschaft in Deutschland. Herausgegeben von der Gedenkstätte und Museum Trutzhain 2007

gramm der Résistance vom 15.3.1944) runden das Bild ab.

Dictionnaire Historique de la Résistance. Résistance intérieure et France Libre. (Historisches Lexikon der Résistance. Innere Résistance und Bewegung Freies Frankreich). Herausgegeben von **François Marcot, Bruno Leroux und Christine Levisse-Touzé mit Unterstützung der Fondation de la Résistance. Paris: Éditions Robert Laffont, 2006**
Hermann Unterhinninghofen

Das kurze Leben der Zofia Malczyk

Die „Initiative gegen das Vergessen – Zwangsarbeit in Schweinfurt“ hat in den letzten Jahren mit verschiedenen Veranstaltungen auf den brutalen Mord an der polnischen Fremdarbeiterin Zofia Malczyk aufmerksam gemacht. Zu ihrem 62. Todestag im März 2007 wurde mit der Enthüllung eines Gedenksteins am Ort der Tat ein weiterer Schritt getan, um den Mord nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Zu diesem Anlass erschien zeitgleich eine Broschüre, in der die Lebensgeschichte der jungen Zwangsarbeiterin festgehalten ist. Die darin enthaltenen zwei Beiträge beschäftigen sich mit dem Schicksal der jungen Frau sowie mit der juristischen Aufarbeitung ihrer Ermordung. In einem kurzen Anhang finden sich neben generellen Informationen über Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in und um Schweinfurt ein kurzer Abschnitt über die nationalsozialistische Weltanschauung sowie einige Literaturhinweise.

Im ersten Beitrag der Broschüre beschreibt Christine Weisner das Leben der jungen Frau näher. Zofia Malczyk ist in der Nähe von Warschau geboren und aufgewachsen und kam im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren nach Deutschland. Dort erlebte sie vier bis fünf Jahre Zwangsarbeit, Flucht, Festnahmen und Gefängnisaufenthalte, dazu drei Schwangerschaften. Die Väter sind unbekannt. Während ihrer ersten Schwangerschaft wurde sie zurück nach Polen geschickt. Ihr Kind starb dort bereits nach wenigen Monaten. Danach kehrte sie nach Deutschland zurück, wo sie erneut schwanger wurde. Über das Schicksal dieses zweiten Kindes ist nichts Näheres bekannt. Während ihrer dritten Schwangerschaft wurde sie mit dem ungeborenen Kind erschossen. Mit Zofia Malczyks Ermordung und dem, was mit den Tätern danach geschah, setzt sich Kurt Petzold in dem zweiten Beitrag der Broschüre auseinander. Nach mehreren Prozessen gegen Zofia Malczyk, die ihr wegen Flucht vom Arbeitsplatz und Plünderung gemacht wurden und bei denen sie zum Tode verurteilt wurde, übergab man den Kriminalbeamten Jakob Ottmann und Ignatz Pokutta am 21. März 1945 die 18-jährige, im siebten Monat schwangere Frau. Sie sei „zu erledigen“, lautete der Befehl des Vorgesetzten Hugo Gill. Ottmann und Pokutta führten Zofia Malczyk – lange auf der Suche nach einer einsamen Stelle – durch Schweinfurt (die Wegangaben der beiden Polizisten befinden sich auf der Innenseite des Covers). Als sie schließlich einen ruhigen, menschenleeren Ort gefunden hatten, erschossen sie die junge Frau.

1951 wurde dieser Mord erstmals zur Anzeige gebracht und die drei Beamten Gill, Ottmann und Pokutta wurden daraufhin angeklagt. Vier Jahre später galt die Tat als juristisch aufgearbeitet. In den Prozessen und den sich anschließenden Revisionsverfahren hatte es eine Menge Unklarheiten und Schuldverschiebungen gegeben. Die abschließenden Strafmaße waren so gering, dass sie unter ein Amnestiegesetz fielen. Aber die Annahme des Gerichts, die Angeklagten hätten wegen Befehlsverweigerung mit schweren Folgen rechnen müssen, kann nicht nachvollzogen werden. Vielmehr geht aus den Quellen hervor, dass es keinen ausdrücklichen Tötungsbefehl der übergeordneten Dienststelle gegeben hat und dass es viele Möglichkeiten gegeben hätte, den Mord an Zofia Malczyk zu vermeiden. Dennoch kamen die drei Täter ohne Strafe davon.

Die Veröffentlichung der vorliegenden Broschüre zum Tod der Zofia Malczyk ist ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Weg zum Ziel der „Initiative“, diesen Mord nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Gleichzeitig wird dabei auch auf die Situation und die Schicksale anderer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Deutschland hingewiesen. Aus dem Materialteil der Broschüre lässt sich beispielsweise entnehmen, dass mehrere Tausend Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zu dieser Zeit in Schweinfurt gelebt haben. Für das Gedenken an diese Schicksale dankt Dr. Marek Prawda, der polnische Botschafter, in einem Brief, der als Nachwort angehängt ist, und er betont, wie wichtig das Erinnern ist, um aus der Vergangenheit zu lernen.

Initiative gegen das Vergessen – Zwangsarbeit in Schweinfurt (Hg.): Das kurze Leben der Zofia Malczyk. Ebertshausen: Verlag Rudolph & Enke, 2007

Miriam Laura Heß

Massel

„Massel“ ist ein Buch, das anders ist als andere. Die Literatur über den Holocaust ist unübersehbar, fast alle Aspekte sind erforscht, durchleuchtet und aufgeschrieben. Wissenschaftliche Texte, Romane, Gedichte, Fotobände, sogar Comics – es gibt kein Genre, in dem die Schrecken der Vernichtung und die seltenen Wunder der Rettung nicht beschrieben worden sind. Dass es doch noch einen anderen, neuen Weg gibt, zeigt die Fotografin Digne Meller Marcovicz in ihrem Foto-Buch. Marcovicz hat sich vor allem in den 1960er und 1970er Jahren einen Namen als Fotografin für den „Spiegel“ gemacht. Sie war eine Vertraute des Herausgebers Rudolf Augstein, begleitete ihn etwa bei seinen Gesprächen mit Martin Heidegger. Auf den Spaziergängen der beiden im Schwarzwald entstanden die Fotos, die bis heute das Bild des Philosophen prägen. Digne Meller Marcovicz' Fotografien faszinieren immer durch stimmige Komposition und ein spannendes Verhältnis von Schwarz- und Weiß-Tönen. Von der Strenge der Schwarz-Weiß-Fotografie hat sie sich gelöst. Heute sind ihre Bilder voller Farbe – ohne beliebig bunt zu sein.

Mit „Massel“ hat sie ein Fotobuch geschaffen, das keiner ästhetischen Richtung zuzuordnen ist. Es wendet sich wohl vor allem an Kinder und junge Menschen, wie schon die Widmung für ihren Enkel Emanuel nahelegt. Aber auch für den erwachsenen Leser öffnet sich ein neuer Blick auf ein Geschehen, das wir von Texten und Bildern kennen und vor dem wir oft die Augen abwenden wollen. Das Layout von „Massel“ lehnt sich an gängige Fotoromane ebenso an wie an Werbeprospekte oder – sagen wir – Schülerzeitungen. Auffällig ist die Form des Textes: geschrieben wie mit einer Schreibmaschinen-Type, immer groß, immer dominant, mit vielen auffallenden Überschriften und Zwischentiteln. Dazu kommen verschiedenartige Schriftarten, die Wichtiges hervorheben und oft einen eigenen Kommentar zum Inhalt abgeben. Die Schriften spielen im gesamten Buch ihren eigenen Part. Meller Marcovicz erzählt Geschichten vom Überleben. Sie hat die Erlebnisse von zwölf Menschen aufgezeichnet, die dem Holocaust entgangen sind. Sie haben Mut gehabt, Freunde und Helfer – und Massel, Glück. Fast alle sind in den 1920er-Jahren geboren, einige sind etwas älter. Bis auf Jizchak Schwersenz leben – derzeit – alle noch. Einige in Berlin, ein paar in Warschau, mehrere in Israel. Es fällt schwer, die Arbeitsweise von Meller Marcovicz an einem Beispiel darzustellen. Sie hat jeder Person ihren eigenen bildlichen Ausdruck gegeben – sei es mit der Anordnung der Fotos, sei es mit den Bildausschnitten, sei es mit dem Einsatz des Textes.

Nehmen wir den hierzulande wahrscheinlich Bekanntesten der Überlebenden: Edgar Hilsenrath, der heute in Berlin zu Hause ist. Seine eigene Geschichte ist knapp gehalten mit vielen Fotos, auf denen man ihn sprechend sieht, mit wachen Augen und immer einer Zigarette in den bewegten Händen. Er erzählt neben seiner noch eine andere Geschichte: die von Iwonna, die den Aufstand im Warschauer Ghetto überlebte. Es gibt kein Bild von der jungen Frau, aber Aufnahmen anderer Aufständischer aus dem Ghetto und von Flüchtenden, die in die Hände der Deutschen fielen. Iwonna hatte Massel: Sie konnte durch die Kanäle fliehen. Mit einer alten Landkarte und Fotos aus den ersten Tagen im Kibbutz geht dann Hilsenraths eigene Geschichte weiter. Sie führte ihn nach Haifa und auf den Weg als Schriftsteller. In den Berichten der anderen Protagonisten des Buchs sind alte und neue Fotos gemischt. Immer ist die Erzählung der Schmerzen, der Leiden mit der Rettung und dem jetzigen Leben verwoben. Oft haben die aktuellen Fotografien eine ähnlich mäßige Qualität wie die historischen Bilder: viel Unschärfe, viel Digitalisiertes. Das gibt den Bildern etwas Unfrisiertes und Authentisches. Es könnten Familienalben sein, die mit Leidenschaft und kreativem Mut zusammengestellt wurden. Die Geschichten, die sich stark an Fotoromane oder an Mangas, den japanischen Comicstrips, anlehnen, wirken ein wenig gewollt. An diesen Stellen wirkt das ästhetische Prinzip überstrapaziert. Letztlich aber hat Digne Meller Marcovicz ihre ganz eigene Bildersprache gefunden. Und trotz aller unterschiedlichen Darstellungen bleibt ihre Handschrift immer erkennbar.

Wird das Buch junge Menschen ansprechen? Werden sie sich zum Lesen herausgefordert fühlen – auch wenn sie wenig Lust haben, sich mit dem Thema Holocaust zu befassen? Finden sie den Einstieg in die unbequeme Materie,

weil die Bilderzeilen in diesem Buch oft genug schräg angeordnet sind und nichts so aussieht wie in einem gewöhnlichen Geschichtsbuch? Das kann nur die Praxis zeigen. „Massel“ ist den Versuch ganz sicher wert.

Digne Meller Marcovicz: Massel. Letzte Zeugen. München: Hanser Verlag, 2007

Gabriele Prein

Arisierung jüdischen Vermögens

„Hier gab es keine Juden. Hier war alles in Ordnung.“ bekam die Historikerin Jani Pietsch zu hören, als sie 1996 begann, das Schicksal der Juden in Schöneiche zu rekonstruieren. Schöneiche war 1933 ein Vorort von Berlin. Die kleine, auch als „Höhenluftkurort“ bezeichnete Gemeinde war innerhalb einer halben Stunde mit der S-Bahn zu erreichen, viele Berliner besaßen hier Wochenend- und Ferienhäuser. Von den 5.000 Einwohnern waren 170 jüdischen Glaubens. Jani Pietsch geht in diesem Buch der Frage nach, was mit diesen jüdischen Mitbürgern geschah. In jahrelanger Arbeit hat sie – gegen vielseitigen Widerstand – anhand von Dokumenten, Archivmaterial und Interviews mit ZeitzeugInnen und deren Nachkommen das Schicksal der jüdischen Bevölkerung aufgezeichnet. Außerdem rekonstruiert sie das Geflecht von privaten und bürokratischen Interessen, von Bürgermeistern, Landräten, Oberfinanzdirektion, Post etc., aber auch von Käufern und Mietern, das die Enteignung der Juden erst möglich machte. Die Ergebnisse der Recherchen waren die Grundlage für eine 2001 erstmals gezeigte Ausstellung und für das vorliegende Buch.

Den einzelnen Kapiteln stellt die Autorin allgemeine Daten und Fakten voran, die im Weiteren anhand der Schicksale jüdischer Familien personalisiert werden. In dem Kapitel „Geflüchtet“ schildert sie u.a. die Schwierigkeiten, die das Ehepaar Levy hatte, bevor es auswandern konnte. 1935 lehnte die Reichskammer der Bildenden Künste den Aufnahmeantrag von Max Levy, einem anerkannten Bildhauer, ab. 1939 wird in der Handwerksrolle sein Betrieb gelöscht, was einem Berufsverbot gleichkommt. Im Oktober 1938 verlieren alle jüdischen Reisepässe ihre Gültigkeit. Trotzdem gelingt den Levys 1939 die Emigration nach England. Bei ihrer Ausreise haben sie jeweils 10 Reichsmark dabei, ihr gesamtes Vermögen müssen sie zurücklassen. Später gestellte Entschädigungsanträge werden abgelehnt.

Das Kapitel „Deportiert“ gibt Auskunft über die Familie Breslauer. Den Kindern gelang die Flucht nach Südamerika. Samuel Breslauer, zu diesem Zeitpunkt 72 Jahre alt, füllte am 7. August 1942 die Vermögenserklärung aus, die allen Juden abverlangt wurde. Den Satz: „Ich besaß einen Garten in Schöneiche bei Berlin“ fügte er mit zitternder Handschrift hinzu. Am 17. August wurden Samuel Breslauer und seine Frau nach Theresienstadt deportiert. Bertha Breslauer starb bereits drei Tage nach der Ankunft, Samuel am 12. November 1942. Am 13. November erwarb der Berliner Gebrauchswarenhändler Wilhelm Zimmermann das gesamte Mobiliar der Breslauers für 290,50

Reichsmark. Das Grundstück in Schöneiche wird am 7. Juli 1943 einer Elise Schwanke übertragen. Nach der Jahrtausendwende ist Miriam Rothbacher in Wien die einzige Überlebende der Familie Breslauer. Sie verliert nach einem zermürbenden Rechtsstreit das Grundstück in Schöneiche samt Sommerhäuschen an die Erben eben jener Elise Schwanke.

Ein weiterer Abschnitt des Buches befasst sich mit dem Leben im Untergrund. Ohne gültigen Ausweis, ohne Lebensmittellkarten waren die Untergetauchten abhängig von der Unterstützung nichtjüdischer Menschen, immer in Angst, verraten zu werden. Von den in der Illegalität Lebenden haben 75 Prozent nicht überlebt. Im Kapitel „Geschützt?“ beschäftigt sich die Autorin mit den Menschen, die in interkonfessionellen Familien lebten. Die jüdischen Ehepartner waren nur bedingt geschützt. Am Beispiel von Susanne Ritscher, deren arischer Ehemann sich aus Karrieregründen von seiner jüdischen Ehefrau scheiden ließ, zeigt die Autorin, wie gefährlich das Leben ohne den „Schutz“ der Ehe war. Rechtzeitig gewarnt, gelingt Susanne Ritscher kurz vor ihrer Deportation die Flucht. Sie geht in den Untergrund und überlebt den Krieg.

Im abschließenden Kapitel „Verwaltet und entschädigt“ werden die Probleme der Überlebenden bzw. ihrer Nachkommen dargestellt, die um die Rückgabe ihres Vermögens kämpften. Sowohl in der BRD als auch in der DDR gab es erheblichen Widerstand seitens der Behörden bei der Aufklärung der Ereignisse. Auch nach dem Fall der Mauer wurde die Situation nicht einfacher.

Am Ende des Buches befinden sich u.a. eine Namensliste aller jüdischen Schöneicheener, ein umfangreicher Anmerkungsapparat und eine Literaturliste. Das Buch enthält etwa 100 Abbildungen.

Jani Pietsch hat ein faktenreiches und doch gut lesbares Buch geschrieben, das den komplexen Bereich der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung anhand eines kleinen, übersichtlichen Ortes anschaulich darstellt.

Jani Pietsch: „Ich besaß einen Garten in Schöneiche bei Berlin.“ Das verwaltete Verschwinden jüdischer Nachbarn und ihre schwierige Rückkehr. Frankfurt, New York: Campus Verlag, 2006

Elke Engelhard

Widerstand der Berliner Arbeiterbewegung – Bestandsaufnahme

Endlich gibt es eine Gesamtdarstellung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus aus der Tradition der Arbeiterbewegung in Berlin. Prädestiniert für dieses Projekt ist Hans-Rainer Sandvoß, von dem zehn Bände der durch die Gedenkstätte Deutscher Widerstand herausgegebenen Reihe zum Widerstand in den Berliner Verwaltungsbezirken stammen. Ausgehend von der prekären Forschungssituation in der einst geteilten Stadt Berlin untersucht er Widerstand aus den Reihen der Sozialdemokratischen und der Kommunistischen Partei sowie der „Zwischengruppen“ genannten unabhängigen SozialistInnen und KommunistInnen. Die mit 668 Seiten sehr voluminöse Studie beruht auf 480 Interviews mit

ZeitzeugInnen, 300 Erinnerungsberichten und 1.700 Verfolgten- bzw. Entschädigungsakten sowie den seit 1989 zugänglichen Archivalien. Zusätzlich hat Sandvoß systematisch die Akten der Geheimen Staatspolizei und des Volksgerichtshofes, des Berliner Kammergerichts und der Sondergerichte ausgewertet.

Die Funktionäre der SPD – als demokratisch-parlamentarisch ausgerichteter Reformpartei – waren nicht auf den Untergrundkampf gegen den Nationalsozialismus vorbereitet. Spektakuläre und lebensgefährliche Aktionen lehnten sie meist ab und zogen sich in ihr Geflecht von persönlichen Beziehungen, Freizeitaktivitäten und Informationsaustausch zurück, hielten ihre humanitären politischen Grundüberzeugungen aufrecht und verweigerten sich regelmäßig dem NS-System.

Auf kommunistischer Seite gab es dagegen viele kampfbereite Funktionäre, die der Partei, dem Jugendverband, der Roten Hilfe, der revolutionären Gewerkschaftsopposition und der Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit angehörten. Sie riskierten ihr Leben und zahlten oft einen hohen Preis: sie wurden zu Tode gefoltert, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sandvoß geht auch auf das Umfeld der KPD ein – wie die „Rote Kapelle“ und den „Kampfbund“, die „Gruppe Baum“ oder die „Gruppe Saefkow-Jacob-Bästlein“ und andere. Analog zum sozialdemokratischen Widerstand kann auch beim kommunistischen nicht wirklich von einer Vorbereitung auf die Illegalität gesprochen werden. Zwar gab es geheime Apparate und Wohnquartiere für die Spitzenleute, aber genützt hat es wenig. So wurde der Parteivorsitzende Ernst Thälmann bald gefangen und viele weitere Genossen ebenfalls. Zwar gab es Pläne für Attentate und Sprengstoffanschläge – „Zu Konkretisierungen allgemeiner Sabotageüberlegungen kam es jedoch nie, von Attentatsvorbereitungen ganz zu schweigen“ (S. 415).

Die „Zwischengruppen“ bilden ein breites Spektrum kleiner Gruppen und Tendenzen, die relativ erfolgreich im Widerstand waren. Sie lehnten gefährliche Massenaktionen ab und orientierten eher auf die Weitergabe von Informationen, die Verteilung von Flugschriften, Unterstützung von Verfolgten, Verbindungen zu anderen Oppositionellen und die Schulung in konspirativer Arbeit. Sandvoß geht auf die Kommunistische Partei-Opposition und die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, auf Rätekommunisten und die anarcho-syndikalistische Freie Arbeiter-Union Deutschlands, den Internationalen Sozialistischen Kampfbund, trotzkistische Gruppen, die Europäische Union, die Gruppe „Mannhart“ und andere Gruppen ein. Es ist ihm gelungen, viele Oppositionelle vor dem Vergessen zu schützen.

In einem weiteren Kapitel wird gesondert auf betriebliche Opposition eingegangen. Die am häufigsten benannten Formen bildeten die Herstellung und Verteilung von Flugblättern, das Sammeln von Spenden zur Unterstützung der Gefangenen und ihrer Familienangehörigen sowie die Weitergabe von Informationen. Am effektivsten haben die kleinen und von den großen Parteien unabhängigen Widerstandsgruppen gearbeitet. Man konnte sich untereinander gut, was die Gefahr von Denunziationen wie Verrat verminderte.

In dem Buch wird auch ausführlich auf die Konsequenzen des entdeckten Widerstandes eingegangen: Sandvoß referiert oft und detailliert aus den Justizakten die Strafmaße. Zu Verhaf-

tungen kam es anfänglich massenhaft, nach polizeilichen Ermittlungen und Denunziationen wie durch in die Widerstandsgruppen eingeschleuste Spitzel. Die große Zahl der Opfer veranschaulicht eindrücklich das Risiko der Widerstandskämpfer, die sich anders als die Bevölkerungsmehrheit gegen das NS-Regime wehrten. Als Bilanz der Forschungen zeigt ein vielschichtiges Bild: Berlin war keine Stadt des Widerstandes. „So interessant die bescheidenen Erfolge Oppositioneller – sei es bei der Sabotage der Rüstungsproduktion, sei es in Zusammenarbeit mit ausländischen Arbeitskräften – im Einzelnen auch waren, so stellen sie doch, nimmt man den Gesamtorganismus der Stadt in den Blick, lokale und versprengte Vorkommnisse dar“ (S. 608). Sandvoß verweigert sich, das „hohe Lied des heroischen Widerstandes“ zu singen, und geht ausführlich auf die Fehler der Parteiführungen wie der Aktiven ein. Die Widerstandskämpfer und -kämpferinnen riskierten viel und waren zugleich häufig Gefangene ihrer Illusionen, wenn sie glaubten, durch ihr Handeln das Regime beseitigen zu können. Zugleich ist aber daran festzuhalten, dass der Widerstand aus der Arbeiterbewegung lange Zeit vor dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 begann.

Sandvoß ist eine lesenswerte Darstellung gelungen, die erstmals ein umfassendes Bild des Widerstandes der Berliner Arbeiterbewegung ermöglicht. Er hat ein Standardwerk geschaffen.

Hans-Rainer Sandvoß: Die „andere“ Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945. Berlin: Lukas Verlag, 2007

Kurt Schilde

„Wir waren die Juddebuben“ – Eintracht Frankfurt in der NS-Zeit

Anhänger der Frankfurter Eintracht haben es oft schwer mit ihrem Lieblingsverein: Mal in der Tabellen-Mitte mit Aussicht auf die oberen Plätze, dann wieder auf den Abstiegsrängen – die Eintracht macht es einem nicht immer leicht, sie zu lieben.

In einer Hinsicht kann man ihr jetzt Abbitte tun: Bei der Aufarbeitung der Vereinsgeschichte in der NS-Zeit ist die Eintracht, um im Bild zu bleiben, in der Spitzengruppe. Einige große Vereine wie Borussia Dortmund, Schalke 04, FC St. Pauli oder der 1. FC Kaiserslautern haben sich ihrer Vergangenheit bereits gestellt, andere wollen die dunklen Seiten des „sauberen Sports“ lieber im Vergessen ruhen lassen. Die Eintracht stellt sich den gern verschwiegenen Kapiteln der Geschichte. In dem Band „Wir waren die Juddebube“ schildert Matthias Thoma – Leiter des kürzlich eröffneten Eintracht-Museums –, wie der Sportverein vom liberalen Aushängeschild der Stadt zur gleichgeschalteten NS-Organisation wurde. Thoma hatte sich schon lange vor dieser Veröffentlichung mit dem Thema befasst und auch seine Diplomarbeit dazu geschrieben.

Die Eintracht galt als der Club der „Juddebube“, was auf gut frankfurterisch bedeutet, dass sowohl vergleichsweise viele Juden unter den Spielern und Aktiven anderer Sportarten

waren als auch unter den Förderern und Gönnern. Schon bei der Gründung des Vorläufers der Eintracht, den Frankfurter Kickern, stand ein Jude Pate: Walter Bensemann, der als Pionier des deutschen Fußballs gilt und viele Vereine in Süddeutschland mitgegründet hat. Die junge Eintracht hatte sich religiöse Neutralität auf die Fahnen geschrieben.

Größter Sponsor des rasch florierenden Vereins und ebenfalls Jude war Walter Neumann, dem die Eintrachtler den Namen „Schlappe-Kicker“ verdanken. Neumann stellte ebenso wie seine Cousins Fritz und Lothar Adler in der Firma Adler & Neumann Haus- und Turnschuhe sowie Pantoffeln – eben Schlappen – her. Neumann griff der Eintracht finanziell unter die Arme, aber er stellte auch Arbeitsplätze für junge Spieler zur Verfügung. Sie standen beim „Schlappe-Schneider“ auf der Lohnliste, hatten sehr flexible Arbeitszeiten und konnten sich so bestens ihrer Leidenschaft, dem Fußball, widmen. Diese Form des Sponsoring hatte Erfolg: Die Eintracht stieg in den 1920er Jahren zu einem der erfolgreichsten deutschen Fußballvereine auf und spielte über weite Strecken mit einer Adler & Neumann-„Werksmannschaft“, die allerdings 1932 im Endspiel um die deutsche Meisterschaft dem FC Bayern, ebenfalls als „Juden-Club“ bekannt, mit 2:0 unterlag. Mit der so genannten Machtergreifung verlor die Eintracht ihre Unschuld. Sie wurde wie alle anderen deutschen Sportvereine in den Dienst der NS-Ideologie gestellt. Unter der Leitung von „Reichsportführer“ Hans von Tschammer und Osten übernahmen überall Nationalsozialisten die Vereinsherrschaft. Matthias Thoma schreibt von Opportunismus einerseits und Verunsicherung andererseits; das Ergebnis der Turbulenzen war aber, dass jüdische Eintracht-Mitglieder an den Rand gedrängt und schließlich gänzlich ausgebootet wurden. Schon im April 1933 unterzeichnete der neue Vereinsvorsitzende Egon Graf von Beroldingen die „Stuttgarter Erklärung“, in der Vereine „freudig die Entfernung der Juden aus den Clubs“ ankündigten.

Wenig später durften Jugendliche nur noch zum Fußballtraining kommen, wenn sie einen Stempel der Hitler-Jugend bei sich hatten. Der jüdische Eintrachtler Hugo Reiss wurde als Schatzmeister abgesetzt. Er konnte, ebenso wie sein Vereinskamerad Arthur Cohn, nach Chile fliehen.

Emanuel Rothschild, über lange Jahre Eintracht-Förderer und während des Krieges in einer „Mischehe“ lebend, half seinem Verein nach dem Krieg wieder auf die Beine: Er stellte bei der Militärregierung einen Antrag auf Wiederzulassung. 1947 durfte die Eintracht neu gegründet werden.

Wie die Vergangenheit bewältigt wurde – oder eben nicht, schildert Thoma im Kapitel über Hans Grebe, Nationalsozialist der ersten Stunde. Während des Kriegs tat er sich beruflich als „Rassenhygieniker“ hervor. Er arbeitete eng mit Otmar von Verschuer (siehe Artikel von Ludwig Elm in diesen *informationen*) und auch Josef Mengele am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik zusammen. Ob Hans Grebe auch an Leichen aus dem KZ Auschwitz geforscht hat, ist nicht belegt, aber wahrscheinlich. Nach dem Krieg arbeitete Grebe als Arzt und wichtiger Sportärzte-Funktionär. Der Eintracht blieb er sein Leben lang verbunden – und sie ihm. Matthias Thomas Verdienst ist es, Licht in das Dunkel der Vereinsvergangenheit zu werfen.

Sein spannend zu lesendes Buch ist eine Fundgrube für aufgeschlossene Eintracht-Fans und ebenso für Historiker. Ein noch wenig beachteter Aspekt der Alltagsgeschichte im Nationalsozialismus wird lebendig und lädt zum Nachdenken ein.

Matthias Thoma: „Wir waren die Juddebuben“. Eintracht Frankfurt in der NS-Zeit. Göttingen: Verlag die Werkstatt, 2007

Gabriele Prein

Amnesie und Tabu: Die Deutschen und der Holocaust

Dass zwischen gesellschaftlicher Wahrnehmung und wissenschaftlicher „Erkenntnis“ historischer Ereignisse bisweilen arge Diskrepanzen bestehen, ist keine besonders originelle Einsicht. Erstaunlich ist es aber schon, welche Lücken bzw. Verdrehungen das kollektive Gedächtnis aufweist, wenn es um das Wissen und die Verstrickungen Deutscher in die Verbrechen der nazistischen Diktatur geht. Während an der Mär von der im Grunde ahnungslosen, lediglich durch ein paar Nazis und ihre Handlanger hinters Licht geführten Bevölkerung trotz geringer Stichhaltigkeit bis in die jüngste Zeit beharrlich festgehalten wird, hat die NS-Forschung längst klar belegt, wie weit das Wissen um die Ermordung der Juden in der deutschen Bevölkerung verbreitet war. Nicht nur, dass die Verbrechen der Nazis angesichts ihres ungeheuren Ausmaßes und des damit verbundenen „logistischen“ Aufwands ohnehin nicht ernsthaft hätten geheim bleiben können, es lag auch gar nicht in der Absicht der Nazi-Führung, die Deutschen über ihre Absichten im Unklaren zu lassen. Eine Bevölkerung, die zwar nicht über die Details, sehr wohl aber über die konsequente Realisierung der öffentlich verkündeten Mordabsichten informiert war und sich aus Angst vor erwartbaren Konsequenzen um so enger an das Regime band, passte ins machtpolitische Kalkül der Nazis.

An der Öffentlichkeit des Judenmords lässt auch die im letzten Jahr erschienene Studie des Berliner Historikers Bernward Dörner keinen Zweifel. Trotz der vorhandenen Hemmnisse bei der Wahrnehmung – die Strategien der Abschirmung, die Beschränkung des Täterkreises, die räumliche Distanz zu den Tatorten, das Tempo der Tatausführung spielten hierbei ebenso eine Rolle wie die Beispiellosgkeit der Tat – drangen die Informationen beharrlich zu denjenigen durch, die ihre Ohren nicht davor verschließen wollten oder konnten. Da die Nachrichten über die Geschehnisse in den besetzten Gebieten in Polen und der Sowjetunion über viele Kanäle ins Reichgebiet gelangten, konnte Dörner reichhaltige Belege für den hohen Informationsstand der Deutschen in den Beständen von mehr als 40 Archiven im In- und Ausland beibringen. Wie zuvor schon Peter Longerich, Frank Bajohr und Dieter Pohl in ihren Studien belegt haben, lautet das Fazit, dass „der Judenmord in Deutschland kein Geheimnis war“. Zwar gelang es dem Regime anfangs, den Mord an den europäischen Juden zu verschleiern, aber in NS-internen Quellen wurde schon früh offen eingeräumt, dass die „Maßnahmen“

nicht „geheimhaltungsfähig“ seien und auch in der Bevölkerung verdichteteten sich spätestens mit dem Anlaufen der reichsweit beginnenden Deportationen die Hinweise, die der offiziellen Sprachregelung von „Evakuierung“ und „Arbeitseinsatz“ widersprachen. Eine Reihe von legalen und illegalen Quellen – eigene Beobachtungen, NS-Medien, ausländische Rundfunksendungen und Gerüchte – sorgten dafür, dass Informationen über die Ermordung der Juden „auch zu den wenig informierten und politisch unbedarften ‚Volksgenossen‘ sowie in entlegene Regionen“ vordrangen. Bisweilen wurden sogar beim Friseur erstaunliche Details über das Schicksal der Juden ausgetauscht. Letztlich, so Dörner, war das Wissen um die systematische Ermordung der Juden im deutschen Herrschaftsbereich spätestens im Sommer 1943 für die „große Mehrheit der Deutschen“ eine unumstößliche Tatsache geworden, die es praktisch nicht mehr zu bezweifeln, sondern nur noch zu verdrängen galt. Wie umgreifend die schon vor der Befreiung eingespielten Mechanismen wirksam wurden, wird vor allem an nach 1945 abgegebenen Stellungnahmen deutlich, aus denen Dörner im letzten Kapitel ausführlich zitiert. Auch jenseits der Schutzbehauptungen von hohen NS-Funktionären und aktiv Beteiligten setzte sich die vor der Befreiung einsetzende Tabuisierung in der Nachkriegszeit – von Ausnahmen abgesehen – als Kultur des Schweigens fort, die bis heute tief im kollektiven Gedächtnis verankert ist und den Humus für das Um- und Zurechtbiegen der deutschen Geschichte bildet. Aber Dörner ist es nicht nur daran gelegen, die Quellen, Kanäle und Reichweite der Informationen über den Holocaust zu rekonstruieren. Da neben dem Kenntnisstand auch die Haltung zu den Ereignissen von Interesse für die angemessene Beurteilung der Mitverantwortung der Deutschen ist, soll ausdrücklich auch die Frage in den Blick genommen werden, wie die Deutschen auf die Ermordung ihrer jüdischen Nachbarn und Kollegen reagierten. Obwohl er dies nicht in eigenständigen Kapiteln systematisch herausgearbeitet, sondern eher en passant erwähnt, bietet Dörner mit der großzügigen Präsentation seines Materials genügend Stoff zur Annäherung an diesen zentralen Aspekt. Wohlweilich enthält er sich hierbei allerdings allzu voreiliger Schlüsse, denn die Einstellungsmuster in der Bevölkerung hingen entscheidend von der Stellung im System sowie der politisch-ideologischen Nähe und Ferne zum Regime ab. Ausdrücklich wendet er sich aber gegen Studien, die den Deutschen insgesamt eine gleichgültige oder indifferente Einstellung attestierten. Dem gegenüber hebt er hervor, dass dies zwar für die Haltung gegenüber den Opfern zutreffend sei, nicht aber gegenüber der Einstellung zu den NS-Verbrechen. Spätestens angesichts der bevorstehenden Niederlage konnte das kollektive Schicksal der Juden und vor allem die Frage nach den persönlichen Konsequenzen nach dem absehbaren Ende des Nazismus nicht mehr als bedeutungslos beiseite geschoben werden.

Insgesamt, so Dörners dann doch sehr zurückhaltende Einschätzung, hätten Millionen Deutsche die Ermordung der Juden gebilligt, zumindest aber billigend in Kauf genommen, während dies andererseits von einem erheblichen Teil der Bevölkerung abgelehnt worden sei. Hier wären differenziertere Aussagen wünschenswert gewesen und hätten die für Dörners erklärtes Erkenntnisinteresse recht grobe

Kategorisierung der nichtjüdischen Bevölkerung in „Täter“ und „Zuschauer“ erweitern können. Weitere Forschungen könnten an dieser Stelle ansetzen und die Ergebnisse für verschiedene soziale und politische Milieus oder mit einem regional- bzw. lokalgeschichtlichen Fokus spezifizieren.

Eins aber ist sicher: Vor dem Hintergrund von Dörners Studie wird niemand ernsthaft behaupten können, nicht gewusst zu haben, was die Deutschen wussten.

Bernward Dörner: Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte. Berlin: Propyläen, 2007

Sven Steinacker

Die verlorene Liebe der Ilse Stein

Viele unfassbare Geschichten sind schon über die Vertreibung, Verfolgung und gelegentlich auch Rettung von Juden im „Dritten Reich“ geschrieben worden. Die von Ilse Stein gehört nun auch dazu, und sie ist ein ganz ungewöhnlicher Lebensbericht. Ilse Stein, geboren 1924, stammte aus dem Vogelsberg in Hessen. Sie wurde mit ihrer Familie nach Minsk verschleppt, überstand das Ghetto und lebte bis zu ihrem Tod in Rostow am Don. Der Mann, der sie gerettet hatte und ihr den Weg in ein neues Leben geebnet hatte, war der deutsche Wehrmachtsoffizier Willi Schulz. Sein Leben war bis zum Zusammentreffen mit der jungen Jüdin wenig auffallend: Ausbildung, Soldat im 1. Weltkrieg, Verwaltungsfachmann, Parteimitglied. Ein guter Beamter mit vorteilhaften Zeugnissen. Als er im Herbst 1941 in Minsk eintrifft, wird er „Judenaufseher“. Hier begegnet ihm, der Anfang 40 ist, die 17jährige Ilse Stein. Die beiden leben nicht in einer Zeit für Liebesgeschichten, und die Gefühle, die sie füreinander entwickeln, sind kaum romantisch zu nennen. Es geht ums Überleben – nicht mehr, nicht weniger. Schulz kann Ilse dabei helfen. Er macht sie zu seiner Schreibkraft und Haushaltshilfe, sorgt dafür, dass auch ihre Familie im Ghetto etwas besser versorgt wird. In dieser Zeit entstehen Fotos von den beiden: der Hauptmann in schmucker Uniform, die junge Frau in hübschen Kleidern; eins der Bilder zeigt beide gemeinsam als ein nettes Paar. Was sie damals allerdings noch nicht sind. Gerüchte über Schulz als „Judenfreund“ machen allerdings schon die Runde. Von den „Aktionen“, wie es im Jargon der Mörder heißt, gegen die Juden machen sich die Opfer kein wirkliches Bild. Das wahre Ausmaß des Schreckens kann sich kaum jemand vorstellen; ohnehin sind die Zustände im Ghetto schon Hölle genug. Aber die planvolle Vernichtung wird gnadenlos vorangetrieben. Mit großer Genauigkeit beschreibt der Autor Johannes Winter, wie schließlich – schon in den Wirren der deutschen Niederlage von Stalingrad – Willi Schulz die Flucht aus Minsk vorbereitet und in die Tat umsetzt. Er und vier jüdische Arbeiterinnen, darunter Ilse Stein und ihre Schwestern, fliehen unter größter Gefahr zu den russischen Partisanen in die Wälder. (Zum jüdischen Widerstand bei sowjetischen Partisaninnen siehe auch die Buchbesprechung auf S. 44.) Fahnenflucht und

Rassenschande, sagen die Deutschen. Für die Flüchtlinge aber Sicherheit und ein paar wenige Tage des Atemholens. Dann tauchen die neuen Probleme auf: Die Trennung von den Schwestern, die Ilse Stein nie überwinden wird. Die Verhöre durch die „Brüder des Waldes“: Sind die Deutschen, zumal der Offizier Schulz, zuverlässig? Die politischen Zweifel an ihm bleiben, er wird ins Moskauer Gefängnis Ljubljanka verlegt, dann in Umerziehungslager. Dort stirbt er, noch ehe er seinen Sohn, das Kind Ilse Steins, gesehen hat. Sie wird mit ihrem Neugeborenen nach Sibirien verfrachtet, verliert das Kind, erfährt erst spät von Schulz' Tod. Sie bleibt in der Sowjetunion, weil sie keine andere Heimat mehr hat. Sie heiratet, führt ein „normales“ Leben. Erst als Rentnerin bemüht sie sich um die Anerkennung als Antifaschistin. Auf der Suche begegnet ihr die Geschichte wieder: eine der verloren geglaubten Schwestern, alte Freunde aus dem Ghetto und aus dem Wald der Partisanen. Bevor sie ein letztes Mal nach Deutschland zurückkehren kann, stirbt Ilse Stein, 68 Jahre alt. Johannes Winters Bericht ist packend geschrieben und faktenreich. Er öffnet einen neuen Blick auf die Geschehnisse, die in ihrer ganzen Dimension wohl nie ausgeleuchtet werden. Jonathan Littell versucht in seinem Roman „Die Wohlgesinnten“ sich in die Täter hineinzudenken; Winter zeigt uns eine spannendere – und dazu wahre – Geschichte: von einem Täter, der nicht länger hinnimmt, was geschieht, sondern sich bewusst aus der Maschinerie der Massenvernichtung verabschiedet. Menschen wie Schulz hat es zu wenige gegeben.

Winter, Johannes: Die verlorene Liebe der Ilse Stein. Brandes & Apsel verlag. Frankfurt 2007.

Gabriele Prein

Eine Frau zwischen Prag und Mexiko

In der Reihe „Spurensuche. Vergessene Autorinnen wieder entdeckt“, die beim Berliner trafo-verlag erscheint, ist der siebte Band Alice Rühle-Gerstel (1894–1943) gewidmet. Für die Herausgeberin Jana Mikota stellte die Auswahl der Texte eine große Herausforderung dar – angesichts der außerordentlichen Breite und Vielfältigkeit der schriftstellerischen Tätigkeit von Alice Rühle-Gerstel. Der Band enthält Essays, Rezensionen, Reportagen und Feuilletons, die Rühle-Gerstel in den 1920er-Jahren für die „Literarische Welt“ schrieb, und aus den Jahren des Pragers Exils, in denen Rühle-Gerstel als freie Autorin für das „Prager Tageblatt“ arbeitete. Erstmals werden hier auch Texte, von der Herausgeberin übersetzt, veröffentlicht, die sie für „Die Kinderwiese“, die Beilage des bürgerlichen „Prager Tageblatt“ für Kinder und jugendliche Leser und Leserinnen, und für die Kinderseite der kommunistischen „Svet Práce“ schrieb; sie machen fast die Hälfte der publizierten Texte aus. Diese Schwerpunktsetzung beleuchtet den hohen Stellenwert, den Rühle-Gerstel bei ihren breitgefächerten Interessen der Arbeit mit Kindern und besonders der Verbesserung der Lebenssituation des proletarischen Kindes einräumte; schon in den Jahren, als sie noch in

Dresden lebte, hatte sie in einer Erziehungsberatungsstelle gearbeitet. In Prag engagierte sie sich neben der journalistischen Arbeit auch in konkreten Projekten, um die Lebenswelt sowohl der Emigrantenkinder als auch der Kinder im Erzgebirge, das als Folge der Weltwirtschaftskrise zu einem Notstandsgebiet geworden war, zu verbessern: sie rief zu Spenden auf, stiftete Theaterkarten für das Kindertheater und veranstaltete regelmäßig Kindernachmittage inner- und außerhalb Prags. Über all diese Aktivitäten und vieles mehr informiert die Herausgeberin in einer kenntnisreichen biografischen Skizze mit dem Titel „Alice Rühle-Gerstel: Eine Frau zwischen Prag und Mexiko.“ Die Edition wird ergänzt durch eine umfangreiche Bibliografie aller Schriften von Rühle-Gerstel sowie eine Bibliografie der Forschungsliteratur.

Alice Rühle-Gerstel: „Wo rett' ich mich hin in der Welt.“ Feuilletons, Reportagen, Rezensionen und Kinderbeilagen 1924–1936. Herausgegeben von Jana Mikota. Berlin: trafo verlag, 2007
Ursula Krause-Schmitt

Jüdische Partisaninnen in der Sowjetunion

Kernstück des Buches sind Nacherzählungen von Gesprächen, die die Autorin in den Jahren 2001 und 2002 mit acht Überlebenden führte. Bevor auf das Problem des Nacherzählens eingegangen wird, sollen diese acht Frauen kurz vorgestellt werden.

Alevtina Semjenowa Kuprichina, geboren in Leningrad, war beim Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion etwa neun Jahre alt und lebte bei ihren Großeltern in Rogatschew/Belarus. Sie musste die Ermordung der Großmutter und andere Gräueltaten erfahren, gelangte dann über eine Familie, die Kontakte zu Partisanen hatte, zu einer Partisaneneinheit und überlebte, als die Sowjetregierung 1943 die Anordnung gab, alle Kinder aus Partisanenverbänden hinter die Frontlinie zu bringen, in verschiedenen Kinderheimen.

Zwei Jahre jünger war Frida Iosifowna Pedko, geboren 1934 in der Nähe von Witebsk/Belarus. Sie musste mit Mutter und Schwester ins Ghetto, die Mutter wurde bald darauf erschossen. Bei der Räumung des Ghettos am 16. März 1942 zog ein deutscher Soldat die beiden Mädchen aus der Kolonne; ein nichtjüdischer Einwohner kümmerte sich um die Kinder. Sie lebten bis zur Befreiung im Juli 1944 im Wald. Lidija Gerachowna Dosowitzkaja war beim Überfall der Deutschen bereits 15 Jahre alt. Ihr gelang die Flucht aus dem Ghetto von Djatlowo im damaligen Ostpolen zu den Partisanen. Bei der Liquidierung dieses Ghettos wurden ihre Eltern und ihre beiden Geschwister ermordet. Bei den Partisanen in den Wäldern südwestlich von Djatlowo war sie zunächst in einem Familienlager und schließlich in einer Kampfeinheit, um – wie sie sagt – „meine Eltern zu rächen“.

Nina Gennadjewna Romanowa-Farber, Jg. 1922, stammte aus Gusino in der Nähe von Smolensk/Belarus. Sie hatte ein Medizinstudium begonnen und kam im Sommer 1941 in den Semesterferien nach Gusino zurück. Dort

musste sie wie alle jüdischen Einwohner im neuerrichteten Ghetto leben. Auch die Bewohner dieses Ghettos wurden erschossen; Nina und ihrem Bruder gelang es zunächst, in die Wälder zu fliehen. Bei einer Razzia wurden sie aufgegriffen und getrennt zur Zwangsarbeit deportiert. Nina, die ihre jüdische Herkunft verbergen konnte, kam in eine Rüstungsfabrik in Tetschin (Binenau) im damaligen Sudetengau, konnte Kontakt zu tschechischen Partisanen knüpfen, für die sie Kurierdienste machte. Als sie als Jüdin denunziert wurde, gelang ihr die Flucht zu den Partisanen.

Jelena Askarewna Drapkina, 1924 in Minsk geboren, war im dortigen Ghetto und musste im Eisenbahndepot zwangsarbeiten. Vor einer Erschießungsaktion am 2. März 1942 gelang ihr die Flucht in die Wälder. Sie wurde in eine sich neu bildende sowjetische Partisaneneinheit aufgenommen, erhielt eine Waffe und wurde schließlich Kommandantin. Auch sie nannte als Grund für ihren bewaffneten Kampf: „Ich musste mich doch rächen, meine Mutter, meinen Vater, meine Brüder.“

Rita Abramowna Kaschdan, 1928 geboren, stammte ebenfalls aus Minsk, war beim Einmarsch der Deutschen 13 Jahre alt und musste mit ihrer Familie ins Ghetto ziehen. Nach der Ermordung der Mutter trägt sie alleine die Verantwortung für ihren jüngeren Bruder. Da sie keine schwarzen Haare hatte, verließ sie des öfteren auf geheimen Wegen das Ghetto und erbettelte Lebensmittel oder brachte ein Stück Brot von ihrer Arbeitsstelle mit, dem Panzerwerk der Daimler-Benz AG. Hier bekam sie Kontakt zu einer Widerstandsorganisation, für die sie Patronen herausschmuggelt. Diese Kontakte halfen ihr und ihrem Bruder bei der Flucht zu einer jüdischen Partisaneneinheit. Neben Aufgaben in der Getreideversorgung gehörte sie auch zu einer bewaffneten Wachinheit.

Auch Rosa Jefimowna Selenko durchlitt von Anfang an das Ghetto von Minsk und die immer häufiger werdenden Erschießungen. 1943 hatte sie alle Angehörigen und Freunde im Ghetto verloren. Die Zerstörung des Ghettos in den Tagen nach dem 23. Oktober 1943 überlebte sie in einem Versteck. Mit Hilfe von Freunden, die nicht im Ghetto waren, gelangte sie schließlich nach einem 50 Kilometer langen Fußmarsch zu einer Partisaneneinheit, in der sie im Lazarett arbeitete.

Jekaterina Israiljewna Zirlina, 1922 in Minsk geboren, aktiv im Komsomol, der kommunistischen Jugendorganisation, war Mitglied in der von jüdischen Kommunisten gegründeten Untergrundbewegung im Minsker Ghetto. Zu ihren Aufgaben gehörte es, Flugblätter abzugeben und zu verbreiten und vor allem Männerkleidung für die Partisanen zu besorgen. Sie meldete sich zur Zwangsarbeit in einer Rüstungswerkstatt, um von dort Gewehrschlösser, Patronen und andere Kleinteile herauszuschmuggeln. Im Sommer 1943 wurde die Flucht ihrer Gruppe als der letzten Widerstandsgruppe aus dem Ghetto in die Wälder organisiert; sie brachte 55 Gewehrschlösser und –sicherungen, Magazine, mehrere Patronengürtel für das MG „Maxim“, acht Gewehre, drei Pistolen, Medikamente und andere Dinge mit.“

Bereits diese kurze Vorstellung der interviewten Frauen zeigt die große Vielfalt und die Bandbreite der in ihren Berichten angesprochenen Themen; dieses Spektrum wird noch intensiver, da es in den Gesprächen auch um das Weiterleben und in mehreren Fällen auch um Antisemitismus damals und heute und

eben auch um das Verschweigen des jüdischen Widerstandes geht. Leider – und das ist das Problem der Nacherzählung – lässt die Autorin die Frauen nur in überwiegend sehr kurzen Zitaten zu Wort kommen, bei denen zudem der Kontext nur schwer nachzuvollziehen ist. Stattdessen breitet sie ihre Sichtweise und ihre Emotionen aus und scheut auch nicht vor Kommentaren zurück. An einigen Stellen versucht sie, den historischen Kontext zu erläutern,

ohne dazu jedoch die Quellen bzw. die Literatur anzugeben; auch wird oft nicht deutlich, ob es sich bei dieser oder jener Aussage um die Meinung der interviewten Frau oder die der Autorin handelt. Ich finde diesen Umgang mit Berichten von Überlebenden höchst problematisch. Diese Berichte stehen für sich und haben keine Kommentierung notwendig. Wenn nachfolgende Generationen noch etwas über die Verbrechen des Vernichtungskrieges und den

jüdischen Widerstand erfahren können, dann vor allem im Originalton, in den Worten der Überlebenden.

Anika Walke: Jüdische Partisaninnen. Der verschwiegene Widerstand in der Sowjetunion. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2007 (Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 37)

Ursula Krause-Schmitt